

X SCHNEEBERGER

NEON

PINK &

BLUE

ROMAN VERLAG DIE BROTSUPPE

X Schneeberger
NEON PINK & BLUE

verlag die brotsuppe



X SCHNEEBERGER

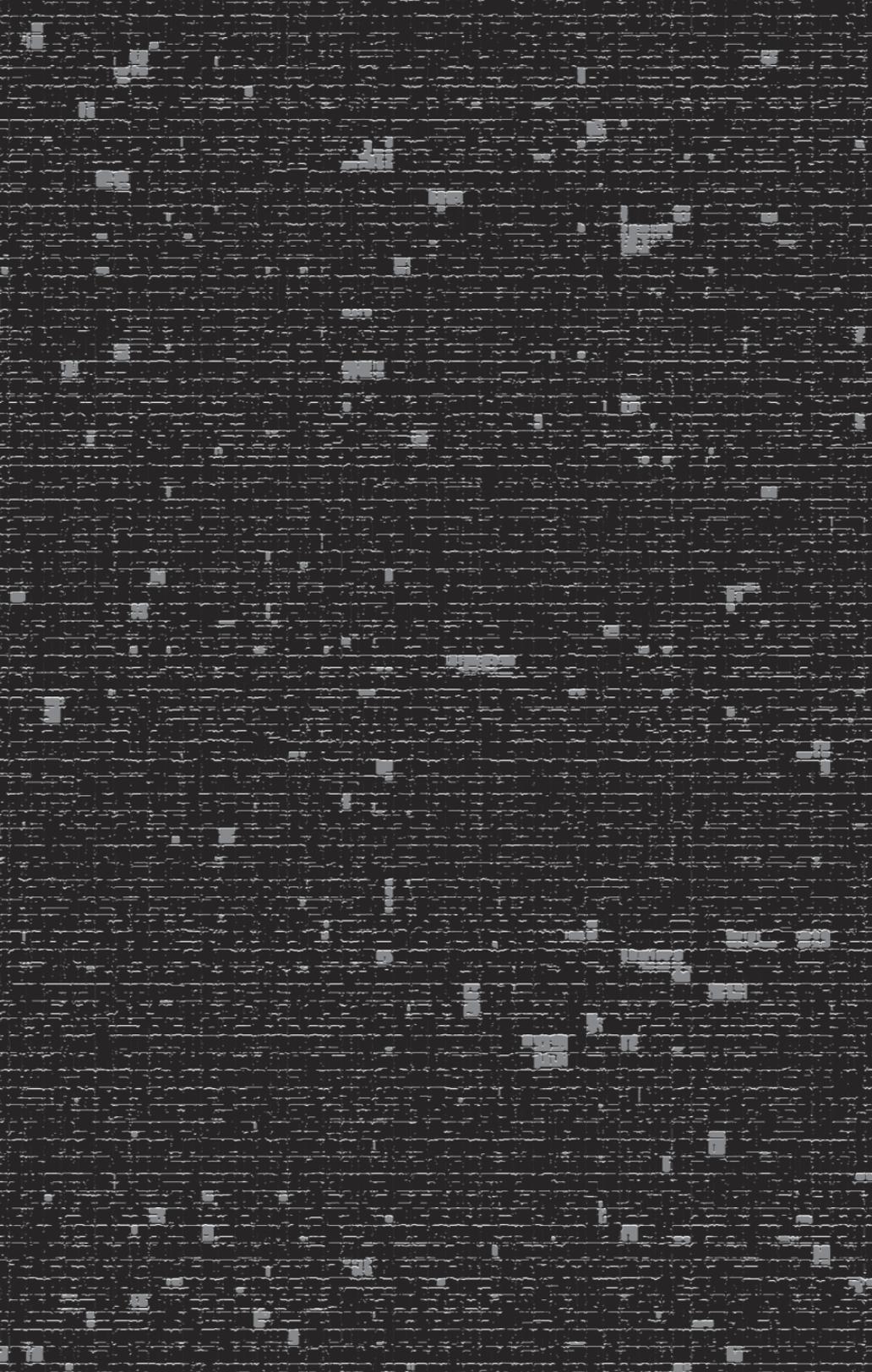
NEON

PINK &

BLUE

ROMAN

VERLAG DIE BROTSUPPE



Teil 1:

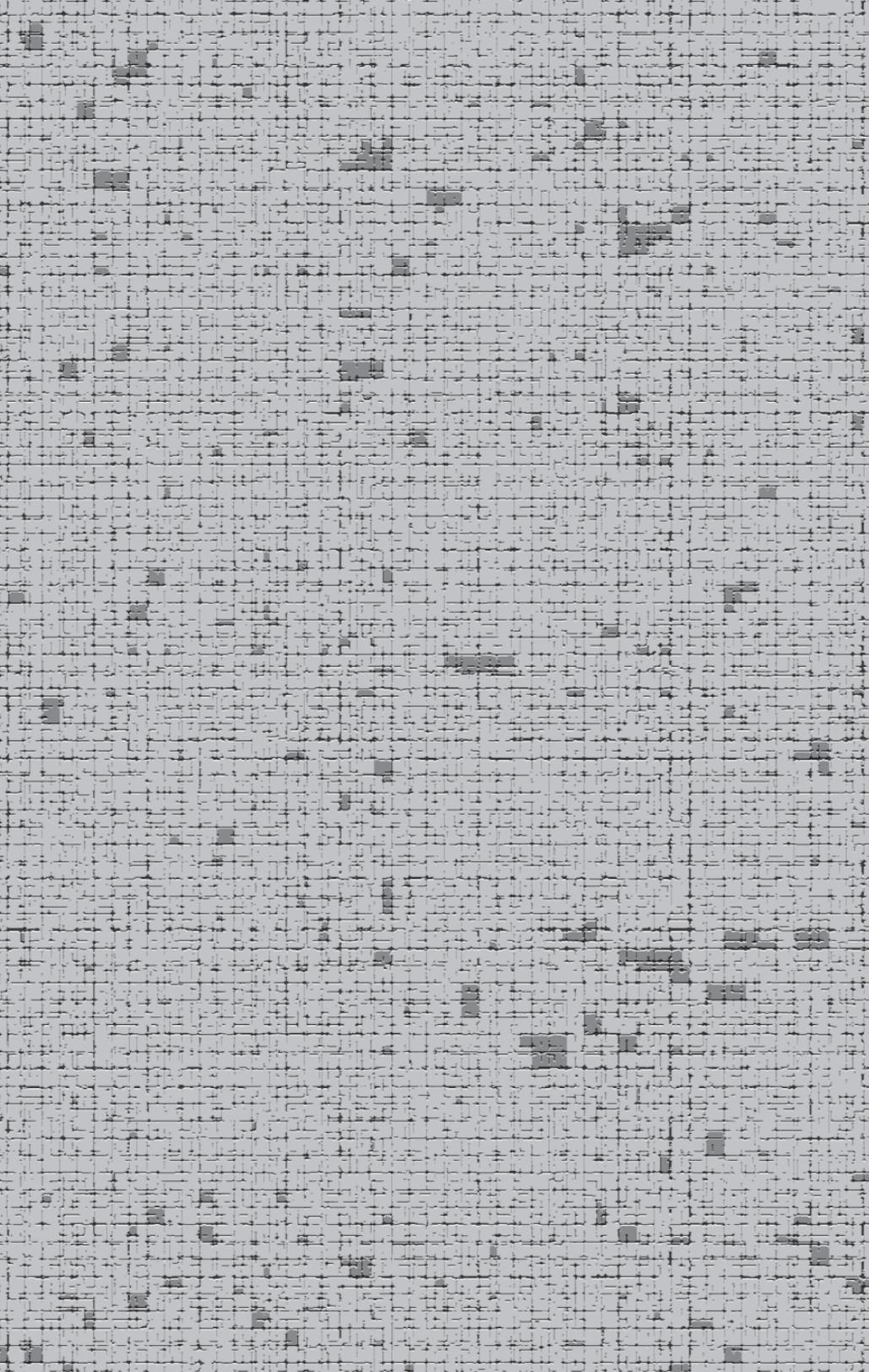
SCHNEEBERGER VOGELNANG

**EIN ENDE
DES LIEDS**



*»Die Welt ging unter, am Zürichsee,
bei 30° im Schatten.«*

Michael von der Heide nach Hildegard Knef



Meist schweige die Landschaft schön. Doch sei gerade etwas passiert: X, eben unter dem vollkommen unnützen Schatten einer Kunststoffpalme hervorgetreten, habe ein wenig auf den erhitzten Steinen der Hafenmauer herumgetänzelt. Der Boden war zu heiß, um barfuss stehen zu bleiben. Mit Blick über das Gewässer auf die Berge, ein tropfendes Glacecornet in der Hand, als wär's ein schmelzendes Mikrofon – und als gäbe es in dieser Hitze etwas zu singen. Als ob die Welt an diesem späten Sommernachmittag ein riesen Freiluftcabaret sei.

Meine lieben Menschen und Vögel am See! Der Winter und mein Leben als hässliche, verschlafene Larve dauerte nun länger – es dauere ungemäss länger als jener Tag im Sommer, an dem ich meine irisierend glitzrigen Flügel entfalte. Wenn ich mich unter dem Morgenstern aus meiner speckigen Daunensjacke schäle, die bald wächserne Kapuze zurückwerfe, für einen Tag, eine Nacht mich aus dem Sumpf erhebe.

*Ich bin eine Eintagsfliege
Geboren in den Tag hinein
Und so lange mein Tag
So lange mach ich Liebe
Ja, das ist mein ganzes Sein*

Und dachte dabei an Spaziergänge als Kind, zwischen Graslilien, Wegwarten und kupferfarben blühendem Gras. Da, auf dem Damm, aus dem Aushub des Kraftwerkskanals, am Ende der kurzen Limmet, die am Zürisee beginnt und da, im Vogelsang, zwei Arme voraus in

der Aare aufgeht. Gern hätte es als Kind im Vogelsang Ballett getanzt, gelernt wohl weniger; die Ballettschule hinter den Bäumen mahne es hier am Platanenquai am Zürisee stets an. *Un, deux, trois.*

Und es wäre gern, bei ergebender Gelegenheit, ein Mädchen gewesen, geworden wär es es allerdings nicht so leichtfüßig, wie vermeintlich persönliche Fürworte vorgeben. Was wiederum mit einem einzigen Blick auf diesen allfeierabendlichen Laufsteg Züriseepromenade hoch und runter unschwer festzustellen wäre; ganz das Gegenteil der Spaziergänge zwischen Rüss, Limmet und Aare. Zuhause sage man gar en Frau wie en Maa – e Frau und en Maa, heisse es natürlich richtig, hier am See vorne, auch auf Mundart. *E Frau, en Maa, es Chind.*

Es gebe genügend artige wie natürliche Gründe zur Flucht ins, eigentlich fremde, Landschaftsbild vor glacetupfter Nase. Wo man sich negieren könne, bis von einem nicht mehr viel bliebe, ein Sepiatönchen Saharastäublein im Bild gewaltiger Naturschönheit – eines dieser Tage in seltener Weite ausgebreiteten Alpenkamms. Oder, in sich verziehende Kreise im Seespiegel, 406 Meter über Meer. Man befände sich künstlerisch in besser Gesellschaft einer ringelreihetanzenden Selbstmörderkappelle im Seetangtütü, zähneklappernd eingereiht in der Compagnie eines Gebirges aus lauter Schweigen; zwischen Endmoränen purer Sprachlosigkeit abgelegen gelegen, ab und an bockspringend über Scheiterbeigen geschwärzter Zeilen.

Der Föhn habe die Berge gross und zum Greifen nah an die Stadt im darob flacher werdenden Land gebracht. Sie seien derart unmittelbar ins Gesicht gerückt, die

Berge da, als hätten sie einem etwas zu sagen. Inzwischen gab es davon Panoramakopfweh. Man habe den Strohhut mit dem anderen Bündel, Stoffschuhen und Kapuzenpulli noch dort hinten unter der Trauerweide abgelegt, man sei barfuss und barhauptes in abgerissenen Hosen und in einem löchrigen Unterhemd getänzelt. In dieser Hitze. In der Stadt am See könne man sich einiges einbilden – dass einer sich vergessen könne; bis zum folgenden Kater in der Landschaft eben, in höhlelenden Echos föhning verblasen. Man tanzte in der Stadt, als ginge es ums Leben. Und genau darum sei es gegangen. Kind eher künstlicher, denn natürlicher Gestalt, eine Rückgratverkrümmung, Skoliosis, mechanisch korrigiert im weichen Säuglingsknochen; sozusagen ein aufrechtes Menschlein aus Lehm, Knätt in anderen Händen. Un, deux, trois. Ein Kunststückli. Betäubungsmittel habe es derzeit keine gegeben für Säuglinge – in der Erinnerung sei diese Zeit wüst und leer.

Manipulationen am lebenden Objekt seien notwendig, gar existenziell erschienen, sonst wären *richtig* gehen und *richtig* stehen, *richtig* liegen und *richtig* sitzen unmöglich vor lauter Verdrehtheit. Geradezu unmenschlich – kein Leben, wie man leichthin zu sagen pflegt, scheine ein Leben ein schadhaftes Leben zu sein, also nicht *richtig*. Man tanzte aber. Um sein Leben. Damit der gerade Rücken nicht einzig das Tragen einer Uniform bedeute. *Eins, zwei, drei, und*. Es gab den Militärdienst, das Gefängnis oder ein Untauglichkeitszeugnis. »Gute Arbeit«, habe der Arzt gesagt, zum aufgerichteten Rücken. In der Rekrutenschule würde noch aus jedem ein *richtiger* Mann, war die stete wie behände Drohung am Stubenhimmel,

egal, wo man gerade zu Besuch gewesen, und sicherlich als Trost an die Eltern des immer noch etwas verdrehten Wesens gut gemeint.

Man sei dann nicht hingegangen, ins Militär, und habe sich folgendermassen auf eine Flucht vorbereitet: Man würde eine internationale Drag-Künstlerin werden und ginge auf langen Beinen nach Amerika, samt Rücken. Nicht ganz kopflos, man habe auch Kontakte zu pazifistischen Untergrundkirchen gesucht, die einen sofort ins Herz geschlossen hätten; man musste nur erwähnen, dass man Schweizer sei, und die Blicke füllten sich mit echtem Bedauern. *Refugee or Political prisoner, we understand.* Immer wieder lief es auf das selbe hinaus, Travestie und Kirche. Nicht-zu-gehen sei dann aber bald einfacher geworden als gedacht, man habe also äusserlich zuhause bleiben können. Doch wäre man auf der Flucht und wäre man es nur in Gedanken, ein paar wenige Jahre lang, man bliebe innerlich auf der Flucht. Ewig wandernd in den Tropen Amerikas. Das Glück schiene immer woanders zu sein. Um gewisse Besuche zuhause käme man so allerdings kaum herum. Im besten Fall hätte es nun geheissen, man sei halt ein schöner Künschtler. Und dabei vertraulich die Hand gerätschelt, gäll.

Also, aus einer gewissen Natürlichkeit im Verhältnis zur Künstlichkeit wollte es sich Schriftsteller und Artist schimpfen, habe aus sprachlicher Verlegenheit sich dann Poet genannt – Grammatik ist nicht tutto –, aus stimmlicher bald Disease, Proben gelangen selten. So wurde jeder Auftritt zur Probe. Es war, als träumte es einer. Unpünktlichkeit schien glamouröse Pflicht im Land vom PÜNKTLICH. Die sprichwertliche Pinkt-

lichkeit sei ja kein Wunder, wenn man all die Umlaute betrachte, sagte mal bei Gelegenheit ein Ausländer unter der Kunststoffpalme vom Glacestand am Hafen unten. Man habe also hebchläb sich etwas auf sich eingebildet. Glamour sei aber wörtlich von Grammatik abzuleiten und eben nicht von lässigem Versäumnis. Das Grammar oder eben Glammar, die lateinische Grammatiksammlung, habe den Analphabeten des Mittelalters erscheinen müssen, als ob es den kundigen Besitzer mit magischen Kräften ausstattete, wie eine Zauberformelsammlung. Aber Deklination, Konjugation und Flexion haben auf gut deutsch allesamt Beugung zur Bedeutung. Glamour wäre also durchaus das Versäumnis der anderen –, Kreuz- und Knieschmerzen, Wadenkrampf jedoch seien höchst-eigene Pflichten zur Kür. *Un, deux, trois.*

Es sei einem genug der Korrektur gewesen, genug Anpassung an *richtige* Grammatik und nur Unmittelbares wäre echt, wie richtig eben. Man stürzte sich ins Leben und blieb doch nur Zitat. Zusammengestieftelt. Ein einziger Phantomschmerz, der sich nicht auseinanderdividieren liess. Wie eine Defizitaufrechnung der Schöpfung. Alles sei immer WIE.

Was man erlebt habe, habe man erst in der Lektüre begriffen. Sich darin wiedergefunden, bis man selbst in diesem Sommer nur mehr literarisch gewesen sein würde. Dazu komme es noch. Oder, sei man das Korrigendum eines verdrehten Wortes, richtig gebeugt. Buchstabe für Buchstabe. Die Natur verbessern, hiesse, sie zu vergessen. Doch sie vergesse nicht. Man sei widerspenstig ein Bild von einem Mann, im Wortsinn. Nun, grad wie ein Baum. Und in etwa so nackt und ausgesetzt,

wie die Bäume in der Hitze dieses Sommers schlagartig entlaubt.

Vom krummen Rückgrat sei ein krummer Phantomschmerz geblieben, den man nur tief schlafend oder lange tanzend nicht empfunden. Man sei eine stete Mahnung geblieben, an die Wüste und Leere hinter allem. Umgekehrt gemahnte eine die Einsamkeit in den Kulissen – immer öfters als letzter Mensch auf dem Tanzboden, nach dem letzten Ton – an Phantomschmerz. Als sei die Welt untergegangen und nur eine tanze noch. Keine Liebschaften würden mehr das Morgengrauen vertreiben wollen. Man tanze gegen den unabwendbaren Fall des, meist imaginierten, Theatervorhangs an. Egal, wie weit sie gegangen, davon gäbe es kein Fortkommen. Aus der Lücke zwischen Erinnerung und Bild.

Eher untergründig unterwegs, hätten sich über Zeit wie von selbst kleine, poetische Diseusenauftritte ergeben, in illegalen Bars, in Industrieruinen, in Kellertheatern und an privaten Künstlerinnenfesten in Abbruchhäusern mit helfender, ausgleichender, ja, zugegebenermaßen korrigierender musikalischer Begleitung, meist des treuen, verspielten Phil. Dem besten Pianisten selbigen Alters weit und breit. Sein Studio sei neben dem eigenen Atelier im stillgelegten Starkstromlabor gelegen. Sein Gesicht habe mindestens die Hälfte des Liedes gespielt, seine Hände die andere, man habe die ganz eigene, aufgetakelte Wenigkeit spielen gedurft, dabei. Den Text mitsprechen, mithauchen, mitschreien, wie vermeintlich allein vor dem Badezimmerspiegel. Einmal habe man so um die sieben Kostümwechsel an einem Abend geschafft. Und etwa zehn Lieder. Für die Einsätze habe

Phil einem zunicken müssen. Manchmal laut zunicken. Das Publikum sei der Badezimmerspiegel. Oder, tiefer gespiegelt, jener vom Kleiderschrank im Elternzimmer, in Mamas Kleidern und Schuhen. Und mit dem Nagellack des Hütemädchens aus der Fabrikantone.

Oder dann sei man mutterseelenallein gewesen, Geschichten und Gedichte lesend, von einem Tonträger begleitet. Manchmal einem Tonträger ergeben, war der technoide Auftritt derart improvisiert, dass der Diseuse besonders gelungene Liedzeilen von Leuten aus dem Publikum nach- beziehungsweise vorgesungen, beziehungsweise gesprochen wurden – nach dem Auftritt, in der Garderobe, und sie habe erst nicht gewusst, wen sie da zitieren würden. Oh, süßes Selbstvergessen! – für einen kleinen Augenblick, in der Garderobe.

*Keine Zeit für ich will ich muss ich kriege
Ich wende mich stets hin zum Licht
Dass ich nicht lache, was ich mache ist Liebe
Geld und Krieg meine Sache nicht*

*Ich bin eine Eintagsfliege
Geboren in den Tag hinein
Und so lange mein Tag
So lange mach ich die Fliege
Ja das iss ... t mein ganzesss Sssein*

Die Orte ihrer Freakshows schlossen quasi hinterrücks über Nacht, einer nach dem anderen, diese Räume oder eben Szenen, oder sie wurden politisch und oder polizeilich geschlossen. Keine Heimat in der Zwischennut-

zung. Und so seien auch die Liebschaften gewesen. Es liege nicht an ihr. Es liege am Leben, das sie lebe. Jedes Projekt eine neue Liebschaft. Jedes traurige Liebeslied ein richtiger Abschied, Tanzaff im Off. Aus einem goldigen Käfig abgeschlichen. Vom Karren gefallen. Ausgewildert jetzt. Kleinkünstler eigentlich, sagte man sich; man sei halt Transvestit. Ob als Mann oder Landsmann, ob als Dichter oder Künstler – eben *als ob*. Ein Kunstwesen. In eigener, wie mit fremder Feder. Travestie sei eine literarische Kategorie, dies die einzige aufzutreibende lexikalische Auskunft zu Anfang im Aargau. Man sage das eine und rede im jeweilig Anderen. Selbst als Transvestit wäre man *als ob* ein Transvestit. Mehr Vorstellung denn Darstellung. Mehr Pose als Haltung, mehr Geste als Bedeutung. *Quatre, cinque, six.*

»O läck du mir, o läck du mir, o läck du mir am – Tschöpli« (1). Wenn ein Mann weniger gelten wolle, müsse er lediglich Frauensachen anziehen, das reiche vollauf. Dass ausgerechnet Quentin Crisp, die Urgrossmutter aller Drag Queens, so etwas geschrieben habe, machte eine erst fassungslos (2). Doch ein Transvestit sei das aufgeschlagene Schwarzbuch der Verhältnisse. Travestien, das seien die gezeigten Nähte und aufgeworfenen Raufen der Schöpfung, aber auch die überbrückten Sollbruchstellen der Körperbilder; nach aussen gekehrt, auf links gedreht. Glieder, verpuppt. Am meisten passiere dabei allerdings in der Garderobe.

»O rutsch du mir de Buggel ab ...« (1) Travestie sei das zelebrierte Scheitern an den eigenen Bildern in aller Narrenfreiheit. Mehr Medium denn Botschaft. Travestie sei Transzendenz als Pose sowie der Traum der Transzendenz

durch Pose. Und, Travestie sei zum Heulen, spätestens morgens nach dem Tanz, wenn der Laden bis aufs Personal, das nur noch nach Hause will, leer, die Transe besoffen und allein in der verspiegelten Bar, beziehungsweise vor dem einzigen Spiegel der Bar, zwischen den Wischbewegungen des bemüht putzenden Personals mit eingefallenem Kreuz und gespreizten Beinen an künstlichen Nägeln kauend sich selbst zuprostend auf einem Barhocker sitzen geblieben »... o blas du mir, o blas du mir, o blas du mir« eis ... zwöi ... drüü ... – »id Schueh« (1).

Falls dir de Absatz nöd z'höch. Dann, wenn einem im blendend hellen Putzlicht nur mehr ihr grünlich spriessender Bart unter sich schuppenförmig ausbildenden Tränensäcken anlächelt – ach Schwester Wimpertierchen, das Honorar wohl ... ja, zum Wohl! ... bereits versoffen und verschnupft, selbst die Hämorrhoidensalbe ausgegangen – ohne es zu wollen, wie nur der ungewollte Schimmelpelz der Männlichkeit ungewollt anlächeln kann. Spätestens dann habe man an einer gelungenen Schau des melancholischen Tieres geheult wie in einer x-beliebigen Kirche beim gemeinsamen Vaterunser und habe sich als Letztes aus dem morgendlichen Cabaret zurückgezogen, aus der Wüste und Leere, die geblieben waren von allen Wachträumen vergangener Nacht; zurückgezogen samt dem Geschlecht, nun Neutrum. Und zwei würden sich schluchzend selbstversöhnt der Selbstbefriedigung im Spiegel unter wechselnden Namen hingeben, in schneckengleichen Anflügen von Geschlechtlichkeiten; die Träume künstlicher Wesen beweinend. Das Spiel würde eben vollends flüchtig, sobald Tageslicht drohte, Fluchtbewegungen rundum.

»An dem Tag, an dem ihr eins geworden seid, seid ihr zwei geworden: Wenn ihr aber zwei werdet, was werdet ihr dann tun?« (3) So ergehe es den Paradiesvögeln der Nacht. Am Morgen nach dem Tanz, wer ist noch da?

Man sei Kunstpause. Ein selbstverständliches Verkehrshindernis. Königin inkognito. Man sei nun noch abschätzigeren Blicken und noch offensiverer Ignoranz ausgesetzt gewesen als im Fummel, im Dichtermäntelchen, im Künstlerkimono – als parkbankresidierende, zigaretten- und bierschnorrende, berufsspazierende Vagante. Dabei hasse sie Bier. Aber Bier sättige günstiger und länger als Brot und um Prosecco zu schnorren. Das wäre allerdings würdelos. Ersch na z'Züri.

*Meine Schwestern die Mistfliegen
Nennen mich einen Tagedieb, 'n verludertes Ding
Doch sie – sie kleben an ihrer Scheisse
Und ich – ich schmeisse mich der Liebe hin*

*Ich bin eine Eintagsfliege
Geboren in den Tag hinein
Und so lange mein Tag
So lange such ich Liebe
Ja, das ist mein ganzes Sein*

Ein halbes Jahr her, dass man tanzte, bis die Arbeit verloren war vor lauter Unpünktlichkeit, und dass man tanzen statt auf Arbeitssuche ging, bis auch ein Zimmer wenige Monate später nicht mehr zu halten war. Es sei halt so eine Ahnung gewesen, und wäre sie nicht auf längeren Spaziergang, bald eine Wanderung, wäre

die Gefahr sehr gross geworden, dass sie aus einem geschlossenen Raum gar nicht mehr herauskommen wollen würde, bei Tag.

Graslilien und Wegwarten, auch das kupferfarbene blühende Gras würde man draussen nicht mehr finden, bei noch so viel Taglicht. Die Erde leere sich sichtbar. Ein düsteres Blenden schien sich quer durchs Bild am See auszubreiten. Ein Blenden, das habe einem allmählich die Sicht geraubt, erst auf die Tageszeiten, dann auf die Tage. Auf die Berge selbst, und endlich auf ein Bild.

Es sei einem da längst die Zivilisation aus Kleid- und Hautfalten gebrösmelet. Sie habe noch auf einer Petrolampe aus dem Stützliladen Wasser für Pulverkaffee und eingeweichte Teigwaren erwärmt, auf dem Küchentisch, der Strom bereits weg. Die Fensterbank habe noch den ganzen Frühling als Kühlschrank gedient, sofern es was zum Kühlen gegeben habe oder die Krähen, mit denen sie manchmal in die Luft gekrächtzt – es sei unheimlich ruhig ohne Strom, selbst am Hardplatz – sofern die lauten Vögel es nicht runtergeworfen und nach indignierter Begutachtung den Katzen überlassen hatten. An diesen Tagen hätten die Hauskatzen mehr von der Milch und dem Budgetfleischkäse gehabt als sie selbst, in- wie auswändig, wenn die Rabenvögel es wieder, und voller Verachtung scheints, fallen liessen. Gewaschen habe sie, was es so zu waschen gegeben habe, Körper, Kleider, Geschirr, alles mit kaltem Wasser und Seife in derselben Badewanne. Schminke und Cosmetics schon längst ausgegangen oder auf den Tanzböden verloren. Man schlief oder ging tanzen, tanzte in den Träumen und träumte in den Tänzen. Als sei alles ein riesen Camping.